

ES GILT DAS GESPROCHENE WORT!

Herfried Münkler

RAUB ODER RETTUNG? DER TRANSFER VON KULTURGÜTERN AUS ALLER WELT IN DIE METROPOLEN EUROPAS

I.

Die demonstrative Zerstörung kultureller Hinterlassenschaften des assyrischen Reichs, sowohl solcher sakraler Art als auch von Zeugnissen der Administration dieser Großreichsbildung, die im Museum von Mossul aufbewahrt wurden, durch den „Islamischen Staat“ im Februar dieses Jahres, hat die Debatte über den Angriff auf Kunst und Kultur als Bestandteil einer Politik der Säuberung bzw. den demonstrativen Neuanfang bzw. die Wiederherstellung einer politisch-kulturellen Ordnung neu entfacht. Dem folgte dann schon bald – ebenfalls durch Kräfte des „Islamischen Staates“ – die Zerstörung des großen Baal-Tempels in Palmyra, der vor Ausbruch des Bürgerkriegs in Syrien eine der touristischen Attraktionen des Landes war. Er ist in der Zeit der hellenistischen Reiche errichtet worden und hat sowohl die Zerstörung der Stadt durch Kaiser Aurelian als auch die Mongolenstürme des 13. Jahrhunderts überstanden. Beides, Mossul und Palmyra, sind Zerstörungen, die nicht als Kollateralschäden von Kriegshandlungen entstanden sind, fehlgeleitetes Artilleriefeuer etwa oder irrtümliche Bombenangriffe oder durch die Bekämpfung eines Gegners, der sich dort entgegen den Regeln der Haager Landkriegsordnung verschanzt hatte, sondern sind ganz bewusst und gezielt vorgenommen worden, um diese Kulturgüter zu vernichten.

Es gehe, so die Erklärung der Kulturvernichter des „Islamischen Staates“, darum, den geographischen Raum, der nunmehr als Nukleus eines zu errichtenden islamischen Kalifatsstaates diene, von Götzenbildern aus vorislamischer Zeit zu säubern. Man kann das auch als das Projekt der Sakralisierung eines Raumes durch die Beseitigung jeglicher Hinterlassenschaft früherer, längst zu Ende gegangener Sakralisierungsprojekte bezeichnen. Was zerstört, gesprengt oder mit Pressluftschlämmern zerschlagen wurde, waren freilich schon lange keine Sakralbauten oder Sakralgegenstände mehr; sie waren seit langem zu Kulturgütern oder Attraktionen touristischer Interessen desakralisiert worden. Diese Desakralisierung hatte früheren Herrschern genügt, um sie nicht als Infragestellung, jedenfalls Provokation ihrer eigenen sakralen Autorität wahrzunehmen, sondern sie stehen zu lassen, sie womöglich gar zu konservieren als Zeugnisse dessen, was sich in diesem Raum vor langer Zeit einmal zugetragen hatte. Der Zerstörungseifer des „islamischen Staates“ richtete sich also nicht gegen Monumente, die mit dessen eigenem Anspruch konkurrierende politisch-kulturelle Ansprüche geltend machten, sondern es ging um die vollständige Säuberung des Raumes von allen Erinnerungen an das, was sich hier einmal zugetragen hatte.

Das ist wichtig festzuhalten, denn es markiert bei allen Ähnlichkeiten eine zentrale Differenz zu ikonoklastischen Kampagnen, wie wir sie ja auch aus der europäischen Geschichte kennen, seien es solche einer Politik der *damnatio memoriae* nach dem Sturz oder Tod eines römischen Kaisers, der nicht als guter Herrscher, sondern schlimmer Tyrann wahrgenommen wurde, oder solche einer radikalen Reformation, die religiöse Bilder und Statuen aus den Kirchen und Kapellen in Mittel- und Westeuropa entfernen wollten, oder schließlich jene der Französischen Revolution, in denen alle Zeugnisse der

gestürzten Monarchie und der sie tragenden Gesellschaftsstruktur des Ancien Regime beseitigt werden sollten. Hier ging es wirklich um politische Kämpfe, in denen die kulturell sedimentierte Erinnerungsmacht eines Konkurrenten bzw. einer konkurrierenden Ordnung, von der man fürchtete, sie könne wiedererstarken und erneut an die Macht kommen, für alle Zeiten zerstört und aus der Welt geschafft werden sollten. Davon kann bei den Zerstörungen in Mossul und Palmyra ebensowenig die Rede sein wie bei der Sprengung der großen Buddhastatue von Bamiyan durch die Taliban am 12. März 2001. In allen diesen Fällen ging es um Akte der kulturellen Säuberung von Räumen, durch die deutlich gemacht werden sollte, dass man auch keine touristischen Besucher oder westliche Kunsthistoriker und Archäologen dort haben und dulden wollte. Man hat die Sprengung der Buddhastatue von Bamiyan durch die Taliban und die von al-Qaida organisierte Zerstörung der Twin Towers in New York am 11. September 2001 verschiedentlich miteinander parallelisiert; infolge der zeitlichen Nähe beider Akte zueinander sowie des politischen Bündnisses von al-Qaida und Taliban war das auch durchaus naheliegend. Dabei ist jedoch die zentrale strategische Differenz zwischen beiden Zerstörungsakten aus dem Blick geraten: In New York ging es darum, die Verwundbarkeit der allmächtig erscheinenden USA durch einen kleinen und schwachen Akteur vor der gesamten Weltöffentlichkeit zu demonstrieren und gegen die Symbole amerikanischer Dominanz im globalen Rahmen die Ästhetik von Feuerbällen durch explodierende Flugzeuge und Staubwolken infolge einstürzender Hochhäuser zu stellen. In Bamiyan, Mossul und Palmyra hingegen ging es um die symbolische Reinigung eines Raumes, den man als „heiligen“ oder „geheiligten“ Raum für sich allein in Anspruch nehmen will und von dem darum alles Fremde ausgeschlossen werden soll. Es geht um die Neugestaltung bzw. Umgestaltung der religiös-kulturellen Geographie.

Hätten sich, um auf die titelgebende Frage meines Vortrags – Raub oder Rettung? – diese Kulturgüter sichern und bewahren lassen, indem man rechtzeitig, jedenfalls deutlich vor ihrer Zerstörung, mit dem IS in Verhandlungen eingetreten wäre, deren Ziel darin bestanden hätte, den Dschihadisten die Gegenstände im Museum von Mossul sowie den Baal-Tempel von Palmyra abzukaufen, um sie dann dort abzubauen und „in den Westen“, nach Europa oder Nordamerika zu schaffen und dort in Sicherheit zu bringen? Sie hätten dann als zusätzliche Attraktionen in den Museen der großen Metropolen Westeuropas oder der USA gedient, ihre Beschaffungskosten durch die Anziehung zusätzlicher Besucher hereingebracht und wären auf diese Weise gerettet worden. Womöglich hätte sich der IS auf ein solches Geschäft sogar eingelassen, wenn es denn einigermaßen diskret abgewickelt worden wäre und er dabei einen größeren Erlös für die Kulturgüter erzielt hätte, als er aus dem Verkauf von Teilen und Überresten davon nach deren Zerstörung tatsächlich erzielt hat. Der Verkauf von Kulturgütern aus dem von ihnen beherrschten Raum gehört nämlich zu den Finanzierungsformen des IS, und der IS ist, seitdem er nicht mehr nur eine Netzwerkorganisation zur Durchführung von Terroroperationen ist, sondern mit der Beherrschung von Territorien und dem Erfordernis zur Versorgung der dort lebenden Menschen einen politischen Körper ausgebildet hat, auf Geld, auf sehr viel Geld angewiesen. Aus IS-Perspektive jedenfalls wäre ein solches Geschäft nicht prinzipiell auszuschließen gewesen.

Ausgeschlossen ist es dagegen aus der Sicht der potentiellen Käufer, also des Westens, denn es wäre de facto auf eine Anerkennung der Terrororganisation als Geschäftspartner und damit als respektierter politischer Akteur hinausgelaufen. Das ist ausgeschlossen, während gleichzeitig westliche Geiseln vom IS demonstrativ exekutiert werden bzw. exekutiert worden sind. Der politische Kollateralschaden einer Rettung der jetzt vernichteten Kulturgüter wäre nicht tragbar gewesen, denn dies wäre auf die Botschaft hinausgelaufen, dass es kein Verbrechen und keine Grausamkeit gibt, die den Westen davon abhält, Geschäfte zu machen, wenn er an Entsprechendem interessiert ist. Und außerdem hätte ein solcher Transfer von Kulturgütern bei den säkular orientierten Eliten des arabisch-muslimischen Raums sowie den dortigen Mittelschichten den Vorwurf hervorgerufen, man setze nur die Politik der

kulturellen Ausplünderung, die mit Napoleons Ägyptenfeldzug begonnen habe, in einer dubiosen Koalition mit den Dschihadisten mit anderen Mitteln fort. Verschwörungstheorien jedweder Couleur wären ins Kraut geschossen, und umgehend wäre nicht von der Rettung der Kulturgüter, sondern von einer neuen Variante des westlichen Kulturimperialismus die Rede gewesen. Kurzum: dieser Weg war für „den Westen“ politisch ungangbar.

Dennoch ist diese kontrafaktische Überlegung zur Rettung von Kulturgütern nicht bedeutungslos, wirft sie doch ein neues Licht auf den früheren Transfer von Kulturgütern und Zeugnissen einstiger Großreiche im Vorderen Orient (aber keineswegs nur von hier) nach Paris, London, später auch nach Berlin und schließlich nach New York und Washington. Diese im 19. und frühen 20. Jahrhundert betriebene Politik archäologisch engagierter Privatleute, bei der Kulturgüter dieses Raumes gegen entsprechend bezahlte Lizenz nach Europa exportiert wurden, um dort zu Ausstellungsstücken der großen Sammlungen und Museen zu werden, ist während der letzten Jahrzehnte in Verruf geraten, und nicht wenige der Länder, aus denen diese Kulturgüter exportiert worden sind, haben inzwischen Rückführungsansprüche geltend gemacht. Wohlgemerkt: es geht hier nicht um kulturelles Beutegut aus Kriegszügen, sondern um Kaufverträge im weiteren Sinn, gegen die geltend gemacht wird, sie seien betrügerisch zustande gekommen bzw. auf der Seite der kulturexportierenden Länder habe ein korruptes, von den Europäern abhängiges Regime gestanden, das verkauft habe, was es niemals hätte veräußern dürfen. Taliban und „Islamischer Staat“ haben dieser Restitutionsargumentation ein erhebliches Stück von ihrer Kraft genommen denn womöglich ist einiges von dem, was sich damals auf die Reise nach Europa machte, heute nur noch darum vorhanden. Wäre es in seinem Herkunftsraum verblieben, so wäre es womöglich der Zerstörungswut religiöser Fanatiker zum Opfer gefallen oder über die dunklen Kanäle des illegalen Kunsthandels in Privatsammlungen verschwunden und damit der Öffentlichkeit (sowie der Wissenschaft) entzogen worden. So ist die islamistisch-dschihadistische Reinigungspolitik bezüglich der von ihr beanspruchten Großräume zur nachträglichen Rechtfertigung der von den Europäern betriebenen Sammlungspolitik von Kulturgütern aus dem griechisch-byzantinischen, dem ägyptischen und dem mesopotamischen Raum geworden.

II.

Aber waren es allein kulturelle der kulturhistorische Interessen, die hinter dieser europäischen Politik des Sammelns der Hinterlassenschaften früherer Großreiche standen? – Ganz offenbar ging es dabei auch um eine mit kulturpolitischen Mitteln betriebene Politik des Vormachtanspruchs in Europa selbst, und in den Wettläufen um Kulturgüter aus dem östlichen Mittelmeer zeigte sich immer auch das Bestreben der großen europäischen Mächte, als solche anerkannt und respektiert zu werden. Prestige, die wichtigste Währung der internationalen Politik, wurde im neuzeitlichen Europa nicht nur durch militärische Siege und deren Präsenz im kollektiven Gedächtnis der Völker akkumuliert, sondern auch durch die Errichtung von Museen und Gemäldesammlungen, mit deren Hilfe man Ansprüche auf Vormacht oder doch zumindest Gleichberechtigung gegenüber den anderen großen Akteuren eines politischen Raumes geltend machte. Man kann diese Verlagerung der Prestigekonkurrenz von der genuin militärischen zur kulturellen Macht, jedenfalls die Komplementierung des Militärischen durchs Kulturelle, auch als eine Zivilisierung der Großmacht Konkurrenz in Europa beschreiben. Freilich war dies eine keineswegs einsinnige Entwicklung, denn oftmals diente auch der Gebrauch militärischer Macht zur Akkumulation kultureller Macht, zur Festigung des Anspruchs, die kulturelle Vormacht Europas zu sein. Das war vor allem in den napoleonischen Kriegen der Fall, und das napoleonische Vorbild ist danach nicht mehr in Vergessenheit geraten.

Napoleons Projekt, zusammen mit Dominique Vivant Demon, dem Gründungsdirektor des Louvre, Paris zum kulturellen Zentrum Europas, wenn nicht der Welt zu machen, war indes nur eine Reprise der römischen Politik, durch den Transfer von Kulturgütern aus dem östlichen Mittelmeer sich eine in kultureller (und nicht bloß in politischer und militärischer) Hinsicht zum Zentrum der mittelmeerischen Welt zu machen und so einen entscheidenden Schritt bei der Perpetuierung von Herrschaft durch die Transformation von Gewalt in Macht und von Macht in Autorität zu machen. Diese Politik war – und ist, wie wir am Beispiel des „Islamischen Staats“ oder der Taliban sehen können – nicht selbstverständlich und beruht wesentlich auf dem Legitimationsmodell der Translation bzw. Filiation, mit dem sich ein neu entstandenes Großreich in die Nachfolge eines früheren Großreichs stellt und dieses „beerbt“. Eine solche Beerbung muss nicht, aber kann sehr wohl gewaltlos, also ohne den Gebrauch militärischer Macht vonstattengehen; in jedem Fall aber handelt es sich um eine Form der Unterfütterung politischer Vormacht durch, wie wir heute sagen würden, *soft power*, von der man sagen kann, dass sie weniger repressiv, weniger Widerspruch und Widerstand herausfordernd und somit insgesamt kostengünstiger ist als der ständige Rekurs auf oder die Drohung mit militärischer Gewalt.

Diese Politik der Filiation oder Translation ist das strikte Gegenmodell zu dem der kulturellen Extinktion einer vorangegangenen Reichsbildung, bei der alles, vor allem aber die kulturellen Zeugnisse dieses Reichs zerstört werden: Die Städte werden niedergebrannt und dem Erdboden gleichgemacht, die Kulturgüter werden zerstört, die Archive vernichtet. Nichts mehr soll an diese früheren Reiche erinnern. In mancher Hinsicht folgt das Agieren des IS diesem Modell, wenn in seinem Fall auch das religiöse Motiv das politische Motiv bei der Politik einer memorialen *tabula rasa* überwiegen dürfte. Die Spanier haben bei der Eroberung der neuen Welt gegenüber den Reichen der Inkas, Mayas und Azteken eine solche Politik der Extinktion betrieben, und dass wir heute so wenig über deren Kultur und Zivilisation wissen, hat ganz wesentlich mit diesem Agieren der Spanier zu tun. Filiation und Translation ist im Hinblick auf die Erhaltung von Kulturgütern also die sehr viel offenere Politik als die der Auslöschung jedweder Erinnerung. Frage also: kann man erklären, wenn sich politische Akteure zu einer Politik der Filiation entschließen, und unter welchen Umständen sie sich alternativ dazu für eine Politik der kulturellen Extinktion entscheiden?

Vermutlich ist ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein die Voraussetzung dafür, dass man sich in die Nachfolge einer früheren Großreichsbildung stellt, deren Kulturgüter musealisiert oder sakralisiert werden und damit einen Maßstab setzen, an dem gemessen zu werden man alle einlädt. Man schafft durch Filiation und Translation so etwas wie eine historische Kontinuität und gewinnt auf diese Weise Legitimität gegenüber den Völkern, die bereits dem untergegangenen Großreich angehörten: Eigentlich ist alles beim Alten geblieben, nur der Träger der Herrschaft, das Zentrum des Reichs hat sich verändert. Indem man Kulturgüter aus dem einstigen Machtzentrum in die neuen Zentren der Herrschaft transferiert, macht man den Kontinuitätsanspruch sinnfällig. So hat es Rom seit dem 2. vorchristlichen Jahrhundert gegenüber dem hellenistischen Osten gemacht, so auch Napoleon gegenüber dem von ihm kontrollierten West- und Mitteleuropa, so die Briten im Hinblick auf die von ihnen beherrschte außereuropäische Welt. Dagegen haben die Spanier in der neuen Welt kein Interesse an dem Anspruch auf Kontinuierung der indigenen Reichsbildung gezeigt und keine diesbezüglichen Anstrengungen unternommen: Sie waren dafür mit den paar hundert Soldaten, über die sie zunächst in Mittel- und Südamerika verfügten, zu schwach, sie hatten die Großreiche der Inkas, Azteken und Mayas, nicht zuletzt mit Hilfe der von diesen unterworfenen Völker zerschlagen, also die antiimperialen Bestrebungen der Indigenen für ihre eigene Reichsbildung ausgenutzt, und schließlich waren sie Fremde und gehörten nicht demselben Kulturkreis an, so dass eine Legitimitätskonstruktion qua Filiation wenig plausibel gewesen wäre. Dementsprechend legten sie keinerlei Wert auf die Konservierung der Kulturgüter vorangegangener Reiche, sondern zerstörten sie gezielt, um jede Widerstand

begünstigende Erinnerung an die frühere politische Ordnung auszulöschen. In einer ähnlichen Situation sieht sich offenbar der „Islamische Staat“ bei seinem Projekt zur Errichtung eines Kalifatsstaats im arabisch-muslimischen Raum. Dabei erhebt er den Anspruch, in die Fußstapfen der arabischen Großreichsbildungen des 8. bis 13. Jahrhunderts zu treten, und dabei stehen ihm alle anderen kulturellen Hinterlassenschaften von Großreichsbildungen in diesem Raum im Wege.

Bevor wir uns das römisch-europäische Gegenmodell des Kulturtransfers etwas genauer ansehen, sollten wir aber noch einen Blick auf das weniger politisch als religiös motivierte *Projekt der Reinigung* werfen, das eine weitere Ursache für systematische Kulturzerstörung sein kann. Neben dem Raum kommt hier die Zeit ins Spiel, und zwar eine Zeit, die knapp ist, weil sie in einer eschatologisch-apokalyptischen Perspektive wahrgenommen wird.

III.

In seinem „Brief an die Fürsten zu Sachsen von dem aufrührerischen Geist“ aus dem Jahre 1524 tritt Martin Luther mit großer Entschiedenheit der Aufforderung Thomas Müntzers entgegen, eine Reihe von Kapellen und Wallfahrtskirchen zu zerstören, die in der Vergangenheit als Zentren der Heiligenverehrung gedient hatten. Wegen ähnlicher bilderstürmerischer Bewegungen hatte Luther zwei Jahre zuvor bereits den sicheren Schutzraum der Wartburg verlassen und war nach Wittenberg geeilt, um in einer Reihe von Predigten der dortigen Ikonoklasten Herr zu werden. Er fürchtete die enge Verbindung des Reformationsprojekts mit einer apokalyptischen Naherwartung; er teilte zwar diese Erwartung eines bevorstehenden Endes der Geschichte, wollte sie aber nicht handlungsrelevant werden lassen. Dass man den Eintritt dieses Endes und die Wiederkehr Christi durch den Kampf gegen dessen vermeintliche Widersacher beschleunigen konnte, wie sein Widerpart Müntzer meinte, hat er stets energisch bestritten, und eine Verbindung von Eschatologie und revolutionärem Kampf hat er, wie seine Stellungnahmen zum Bauernaufstand ein Jahr später nahelegen, stets entschieden abgelehnt: Wer so agiere, vermische weltliches und göttliches Reich und spiele damit dem Satan und seiner Macht in die Hände. Diesen Vorwurf richtete er gleicherweise gegen den Papst und die römische Kurie wie gegen Müntzer und dessen Anhängerschaft.

Nun hatte sich Müntzer nicht unähnlich heutigen islamistischen Ikonoklasten, die den Koran anführen, dabei auf Passagen aus dem Alten Testament bezogen, in denen Gott sein Volk aufforderte, den von ihm in Besitz genommenen Raum von religiösen Kultstätten der vormaligen Mächte zu säubern; durch den Mund Moses hatte er die Juden zur Ausrottung ihrer Feinde und zur Vernichtung von deren Heiligtümern aufgefordert. Luther stellt die Passagen des Alten Testaments nicht in Frage, was auch kaum möglich gewesen wäre, relativiert aber deren Geltungsanspruch, indem er ihn in einen bestimmten Kontext stellt. Damals nämlich habe Gott durch den Mund des Moses unmittelbar zu seinem Volk gesprochen und die Authentizität seines Sprechens durch Zeichen beglaubigt. Das sei jetzt nicht der Fall.

Die einschlägigen Bibelpassagen seien darum kontextabhängig und nicht bedingungslos zu verstehen. „Denn als Abraham seinen Sohn opferte, hatte er Gottes eindeutiges Gebot dafür (1. Mose 22, 2); und dennoch taten darnach alle unrecht, die dem Werke nach ihre Kinder opferten. Es gilt nicht nachzuahmen in den Werken; denn sonst müßten wir uns alle lassen beschneiden und alle jüdischen Werke tun.“ Das sind Anfänge der historischen Bibelkritik, die Luther mit Erasmus verbinden und die später von Thomas Hobbes und Baruch de Spinoza in deren Auseinandersetzung mit religiösen Eiferern wieder aufgegriffen worden sind. Die innerchristlichen Kontroversen des 16. und 17. Jahrhunderts sind

wie ein „ferner Spiegel“ (Barbara Tuchman), in dem wir die innerislamischen Auseinandersetzungen unserer Tage reflektiert beobachten können.

Offenbar verfügte Luther über ein ausgeprägtes Gespür für die politischen Folgen religiös-fundamentalistischer Entwicklungen, denn er sah in den ikonoklastischen Bewegungen den Anfang einer Entwicklung, die im Bürgerkrieg und all seinen Grausamkeiten enden musste. Deswegen fährt er gegen Müntzer gewendet fort: „Ja, wenn es recht wäre, daß wir Christen sollten Kirchen zerbrechen und so stürmen wie die Juden, wo würd hieraus auch folgen, daß wir müßten leiblich töten alle Unchristen, wie den Juden geboten war, die Kanaaniter und Amoriter zu töten, und zwar ebenso streng, wie die Bilder zu zerbrechen. Hiermit würde der allstedtische Geist [= Müntzer] nicht mehr und nicht weniger zu tun bekommen, als Blut zu vergießen; und diejenigen, die nicht seine himmlische Stimme hörten, müßten alle von ihm getötet werden, damit nicht die Ärgernisse blieben im Volk Gottes, welche viel größer sind an den lebendigen Unchristen als an den hölzernen und steinernen Bildern.“ Knapp zusammengefasst: Wer Räume von Kulturgütern reinigen zu müssen glaubt, ist erst recht davon überzeugt, dass er sie auch von Menschen reinigen muss, die seinem religiösen Entwurf nicht entsprechen oder nicht genügen, und er wird dabei aktiv, sobald er glaubt, durch sein Tun der Verwirklichung von Gottes Willen auf Erden hilfreich sein zu können. Das ist die Überzeugung heutiger islamistischer Dschihadisten, die nicht nur Kulturgüter zerstören, welche nicht in ihr Reinheitsprojekt passen, sondern auch die ebenfalls nicht passenden Menschen vertreiben oder töten.

IV.

Kommen wir zu Rom zurück: Die skizzierte Politik der Translation und Filiation, die mit dem Transfer von Kulturgütern aus den dem römischen Herrschaftsraum unterworfenen Gebieten nach Rom sinnfällig gemacht wurde, musste zunächst gegen eine Praxis des wüsten Beutemachens durchgesetzt werden, bei der die Soldaten, vor allem aber die Feldherrn, sich hemmungslos bereicherten, und diese Praxis des Beutemachens, die häufig mit der memorialpolitischen Auslöschung eines politisch-kulturellen Raums einherging, blieb noch lange ein Wiedergänger des Zivilisierungsprojekts, die Praxis des Raubens und Zerstörens durch einen systematischen Transfer von Kulturgütern zu ersetzen. Das wohl bekannteste Beispiel einer Rückkehr zur Beutepraxis und der Politik kultureller Extinktion ist der Jüdische Krieg, und hier insbesondere jene Teile des Titusbogens, die zeigen, wie nach der Eroberung Jerusalems und schließlich auch des Tempelbezirks die Legionäre den goldenen Siebenarmigen Leuchter, die silbernen Trompeten und den Tisch für die Schaubrote aus der eroberten Stadt schleppen. Was hier stattfindet, ist eine doppelte Desakralisierung: erstens durch den Raub selbst, aber zweitens durch das öffentliche Zeigen dieser Kultgegenstände, auf die über die Jahrhunderte hinweg nur die Hohenpriester einen Blick hatten werfen durften. Wer Rom Widerstand leistete, und wer dies obendrein über einen längeren Zeitraum mit großer Erbitterung tat, musste damit rechnen, dass sein politisches und kulturelles bzw. kultisches Zentrum zerstört, d.h. ausgeraubt und den Erdboden gleichgemacht wurde. Der Transfer von Kulturgegenständen nach Rom war dagegen, jedenfalls seit dem späten 2. vorchristlichen Jahrhundert, eine eher friedliche Form der Inkorporation eines Raumes ins Römische Reich.

In dem Maße, in dem Rom in das zivilisatorisch weiter fortgeschrittene und dem griechischen Kulturraum zugehörige Süditalien vordrang, wurde Beute, die in mehr als den Waffen der Besiegten bestand, zum Begleiter der römischen Siegeszüge. Offenbar haben zunächst die römischen Aristokraten, die mit den jeweiligen Militäroperationen beauftragt waren, den Kulturtransfer genutzt, um ihr persönliches Prestige zu vermehren und durch die Schaffung von mit transferierten Kulturgütern markierten Erinnerungsorten in Rom sich und ihre Familie ins kollektive Gedächtnis der Stadt zu

verewigen. Marcus Claudius Marcellus, der Eroberer von Syrakus im 2. Punischen Krieg, steht exemplarisch für diese Praxis, hat er doch griechische Originale in großem Stil nach Rom gebracht und mit ihnen, wie es bei Livius heißt, die Stadt ausgeschmückt. Was bis zur Präsentation im Triumphzug Beute war, wurde durch die Weihe für Heiligtümer oder die öffentliche Ausstellung an zentralen Plätzen der Stadt zum in das römische Selbstverständnis inkorporierten Kulturgut. Es versteht sich von selbst, dass für diese Transformation Skulpturen von Heroen und Göttern sehr viel besser geeignet waren als Waffen, die man den Besiegten abgenommen hatte. Die Inkorporation des zunächst Fremden ins Eigene erfolgte dabei durchaus unter Aufrechterhaltung des Liminalen, indem etwa die zu Bestandteilen Roms gewordenen ehemaligen Beuteobjekte mit Aufschriften versehen wurden, die an ihre Herkunft erinnerten: *ex praeda, ex manubiis*. Sie visualisierten den Überlegenheitsanspruch des Imperium Romanum in der mittelmeerischen Welt und begründeten gleichzeitig die Offenheit Roms für die Bewahrung des von ihm Unterworfenen. Im Transfer und in der Inkorporation der Kulturgüter aus der römischer Herrschaft unterworfenen Räumen zeigte sich auch eine neue Verbindung von Krieg und Kultur, die für das Selbstverständnis europäischen Kriegertums prägend werden sollte und bis ins 18./19. Jahrhundert in der Formel „*pro arte et Marte*“ eine der Zivilisierungsformeln der Soldaten, zumindest die Offiziere, war. Sie hat schließlich in den Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung, wonach bei Kampfhandlungen Kulturgüter und Räume des religiösen Kults zu schonen seien, ihren Niederschlag gefunden. Derlei Vorstellungen, die in Europa freilich mit der Entwicklung des Luftkriegs zeitweilig marginalisiert wurden, sind den Kämpfern des IS fremd, ja mithin widersinnig.

In den Pariser Friedensverhandlungen von 1919, die nach dem Ende des Ersten Weltkriegs eine neue politische Ordnung in Europa schaffen sollten, ging es bei der Aushandlung des mit Österreich geschlossenen Friedens im Vertrag von St. Germain auch um die Frage, was mit den Kulturgütern des in eine Fülle von Einzelstaaten zerfallenen Habsburger Reichs geschehen solle. Immerhin machten Ungarn, die Tschechoslowakei und Polen sowie weitere neue Staaten Ansprüche auf die in Wien befindlichen Kulturgegenständen geltend: Sie seien Besitz des Gesamtreichs gewesen, das es jetzt nicht mehr gebe, und müssten dementsprechend nach einem Schlüssel aufgeteilt und nach Budapest, Prag und Warschau transferiert werden. Hier stand das Projekt des Kulturtransfers nicht im Kontext der filiativen Aufeinanderfolge von Großreichen, sondern der kulturellen Ausstattung von Territorialstaaten, die aus dem Zerfall eines Großreichs hervorgegangen waren. Es ist bemerkenswert, dass die Pariser Friedensmacher sich in diesem Fall gegen einen Kulturtransfer entschieden und festgelegt haben, dass der kulturelle Nachlass des Habsburgerreichs ungeteilt in Wien verbleiben solle. Dabei dürfte eine Rolle gespielt haben, dass man dann in die ganze Problematik der Provenienz hineingeraten wäre und dass, selbst wenn man alle damit verbundenen Fragen geklärt hätte, man dennoch keine befriedigende Antwort gefunden hätte, weil die neuen Staaten argumentierten, sie hätten mit dem in ihrem Territorium abgeschöpften Mehrprodukt zum Ankauf dieser Bilder und Kunstwerke beigetragen. Eine noch so gute Provenienzforschung hätte darauf keine Antwort geben können – und nicht zuletzt deswegen hat der Vertrag von St. Germain dieses Problem nicht angefasst und alles in Wien belassen. Man kann es freilich auch anders sagen: Da die Anspruchsteller nicht die Sieger des Krieges, sondern dessen politische Kollateralprodukte waren, gab es keinen aus den Machtverhältnissen resultierenden Zwang, dieses Problem anzugehen. So ist Wien einer des großen Kulturzentren Europas geblieben.

V.

Das ist aber eher die Ausnahme, und wenn der Transfer von Kulturgütern ein Begleiter von Machtverlagerung ist, dann ist der Retransfer von Kulturgütern ein Begleiter von Machtzerfall und Untergang. Üblicherweise lässt sich das am Beispiel des Großdeutschen bzw. Großgermanischen Reichs

im Mai 1945 erläutern, als auch die von Göring und anderen in ganz Europa zusammengeraubten Kulturgütern wieder retransferiert werden sollten, jedenfalls das, was verfügbar war, weil es nicht durch Kriegseinwirkung zerstört oder zur Beute von Siegersoldaten geworden war. Aber weil das ein politiktheoretisch nicht besonders interessanter Fall ist, will ich mich statt dessen mit dem jüngeren Scipio nach dem Fall Karthagos am Ende des 3. Punischen Krieges und der Ausdünnung der Sammlungen des Louvre nach dem Untergang des napoleonischen Kaiserreichs beschäftigen.

Der römische Politiker und Feldherr Scipio Africanus Minor, der Eroberer und Zerstörer Karthagos, ließ nach dem Fall der Stadt Gesandte der sizilianischen Städte, aus denen einstmals die Karthager viele Kulturgüter geraubt oder sie den Unterworfenen abgezwungen und in Karthago aufgestellt hatten, in die eroberte Stadt kommen und ihre Ansprüche geltend machen. Sofern sie glaubwürdig und plausibel waren, wurden sie umgesetzt, und die Kulturgüter wurden restituiert. Das war ein politisch ungemein geschickter Schachzug, durch den Rom seine Verbindung zu den sizilischen Städten festigte und zugleich dem von ihm beherrschten Raum signalisierte, dass seine Herrschaft durch Großmut und Milde gekennzeichnet war und keine Stadt, die die politische Oberhoheit Roms anerkannte, um ihre kulturelle Identität fürchten musste.

Ein solches Zeichen in das damals entstehende Imperium Romanum hinein war indes auch darum von so überragender Bedeutung, weil keineswegs alle Feldherrn und Statthalter Roms sich wie Scipio verhielten, sondern viele ihre zeitweilige Macht zu hemmungsloser Bereicherung, auch und gerade mit Kulturgütern nutzten. Cicero hat in seinen Anklagereden gegen Verres, einen dieser Ausplünderer der Provinzen, darum Scipio als das verbindliche Modell für eine kluge Politik Roms herausgestellt. Eine wirkliche Wende konnte er jedoch nicht bewirken; Habgier und Ehrgeiz der miteinander um Vorrang konkurrierenden römischen Aristokraten waren zu groß und zu hemmungslos, als dass sie durch gelegentliche Anklagen im Senat gebändigt werden konnten. Grundlegend änderte sich das erst mit Octavian/Augustus, der das Reich konsolidierte und dabei auch den Kulturtransfer nach Rom in geordnete Bahnen brachte. Das ist ein Bestandteil dessen, was ich im Anschluss an Michael Doyle die „augusteische Schwelle“ genannt habe, die den Übergang von der wilden imperialen Expansion in einen konsolidierten Zustand imperialer Ordnung bezeichnet. Der Beute- und Dominanzgedanke tritt dann zurück, und die Hauptstadt des Imperiums wird zum Sammler und Repräsentanten eines kulturellen Glanzes, der dem Anspruch nach den gesamten Raum des Großreichs umfasst. An die Stelle der Dominanz eines Reichsteils tritt die kulturelle Integration und Repräsentation des gesamten Reichs.

Einen solchen Anspruch haben nach den Römern nur noch die Briten erheben können, und insofern haben sie sich nicht zu Unrecht in der Tradition des Imperium Romanum gesehen und ihre eigene Geschichte in der Roms gespiegelt. Auf die Frage des Transfers von Kulturgütern bezogen heißt das: Das meiste, was die Briten in ihren Londoner Museen und Galerien ausgestellt haben, entstammt Ländern und Regionen, die Teil des British Empire waren und die dem Anspruch nach in der neuen Hauptstadt der Welt mitrepräsentiert wurden. Mehr noch: Sie konnten sich glücklich schätzen, in London mitrepräsentiert zu werden, denn so – und nur so – wurden sie im globalen Rahmen überhaupt wahrgenommen. So jedenfalls sah man es in der britischen und römischen Sicht.

Das lässt sich für die französischen und deutschen Sammlungen nicht in vergleichbarer Weise sagen, da es in beiden Fällen nicht zur Errichtung – im deutschen Fall noch sehr viel weniger als im französischen – eines weltumspannenden Großreichs gekommen ist. Damit verändert sich auch der Status der in den Museen und Sammlungen der jeweiligen Hauptstadt präsentierten Kulturgüter: Sie stehen nicht für eine Realrepräsentation, sondern machen eher Ansprüche auf eine globale Position geltend. Die Kulturgüter bringen nicht zur Darstellung, was der Fall ist, sondern präbendieren einen Anspruch auf

Weltgeltung, der sich nicht zuletzt mit ihnen verbindet. Die Kultur wird zum Statthalter des Filiations- bzw. Translationsanspruchs. Der Louvre und die Museumsinsel, und dort insbesondere das Pergamonmuseum, bringen den Anspruch auf Nachfolge früherer Großreiche zum Ausdruck, indem sie einige von dessen kulturellen Hinterlassenschaften präsentieren. Aber sie tun das in der Konkurrenz der europäischen Metropolen, und in dieser Konkurrenz dementieren sie diese Ansprüche wechselseitig. Das wiederum erklärt, warum gerade die musealisierten Kulturgüter zu einem wichtigen Beuteobjekt wurden, wenn eine Macht infolge militärischen Glücks bis ins Zentrum der gegnerischen Macht vorgestoßen ist. Durch nichts konnte man die eigene Vormachtstellung besser darstellen, als indem man die Kulturgüter ausstellte, die zuvor das Selbstbewusstsein des ärgsten Konkurrenten repräsentiert hatten. So nahmen die Venezianer die vier Bronzepferde aus Konstantinopel mit und stellten sie in San Marco zur Schau, als sie im 4. Kreuzzug die Stadt am Bosphorus erobert und dort zeitweilig die Kontrolle übernommen hatten. Und so ließ Napoleon nach dem Einzug seiner Truppe in Berlin die Quadriga vom Brandenburger Tor nehmen und nach Paris bringen, wo sie zum kulturellen Statthalter des militärischen Erfolgs von Jena und Auerstedt wurde.

Napoleon und sein Kulturgutsachverständiger Vivant Denon haben das Projekt der Transformation militärischer Macht in kulturelle Macht durch den systematischen Transfer von Kulturgütern am energischsten und auch am erfolgreichsten betrieben und dabei Paris zum kulturellen Zentrum Europas gemacht. Symptomatisch dafür ist die Formel, die bei der aus Rom transferierten Laokoongruppe und des Apollon von Belvedere auf dem Pariser Marsfeld verbreitet wurde: „Rom ist nicht mehr Rom. Rom ist in Paris.“ „Es ist eine Zeit“, so Goethe damals in seiner „Einleitung in die Propyläen“ auf die Vergangenheit rückblickend, „in der die Kunstwerke, geringere Dislokationen abgerechnet, meistens an Ort und Stelle blieben; nun hat sich eine große Veränderung zugetragen, welche für die Kunst im Ganzen sowohl als im Besonderen wichtige Folgen haben wird.“ Goethe hätte hinzufügen können, dass es Folgen waren, die nicht nur für die Kunst, sondern auch für die Politik relevant waren, denn die so genannte deutsch-französische Erbfeindschaft, die mit den französischen Konfiskationen damals begann und bis zur Verständigung zwischen Adenauer und de Gaulle andauerte, war nicht zuletzt eine Folge des wechselseitig betriebenen Kunstraubs, der immer auch eine Form von Demütigung und Herabsetzung beinhaltete.

Neben Italien wurden die heutigen Belgien und Holland nach repräsentativen Kunstwerken durchsucht und ausgeräumt; danach waren die linksrheinischen Gebiete, insbesondere Aachen, Köln, Bonn und Koblenz, dran, 1800/1801 dann Nürnberg, München und Salzburg, 1806/07 Berlin und Potsdam, Braunschweig und Kassel, Schwerin und Danzig sowie Warschau, und 1809 blieb auch Wien nicht verschont. Paris wurde für zwanzig Jahre zum kulturellen Mittelpunkt Europas. Aber es kam nie dazu, dass der von Napoleon beherrschte Raum ein stabiles Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelte, und deswegen wurden nach dem Sturz Napoleons viele der nach Paris transferierten Kulturgüter wieder restituiert: Die Quadriga kam wieder aufs Brandenburger Tor, die Bronzepferde reisten nach Venedig zurück usw. Vieles andere war und blieb schwierig, weil Vivant Denon sich hinhaltend bis destruktiv gegenüber den Restitutionsforderungen verhielt. Nach Waterloo freilich ließ Blücher Militär vor dem Louvre aufmarschieren und setzte die Restitution zumindest eines Teils der geraubten Kulturgüter mit militärischen Mitteln durch. Das ist eine Option, die den Ländern des östlichen Mittelmeers bislang nicht offenstand, und in Anbetracht der Ikonoklasmen dieser Räume, von denen der des IS ja nur einer ist, möchte man retrospektiv fast sagen: Das war auch gut so.